



Schwarzwälder Sonntagsblatt

Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nummer 10/58 Anzeigenpreis: Die einspalt. Widmetzelle 8 3, Reklamezelle 18 3. Wissensteig, Sonntag, den 11. März 1934 Bezugspreis im Monat 60 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig 1934

Sonntagsgedanken

Opferndes Leben

Wäre kein Opfer in der Welt, dann könnten wir nicht leben. Wir haben unser Leben nur dadurch, daß sich andere für uns opfern. Das Stück Fleisch, mit dem wir uns sättigen, stammt vom Tier, das sein Leben lassen mußte, um uns Nahrung zu geben. Das Brot, das wir verzehren, ist das Geschenk der Lehren, die der Senje zum Opfer fielen, gedroschen und gemahlen wurden. Alles, was da wächst und schafft in der Natur, das wäre nicht ohne die Gabe der Sonne und ihres verströmenden Lichts. Oder im Reich des Menschen selbst: was er von Kind auf empfangen hat — Nahrung, Kleidung, Bildung — das empfing es von opfernden Eltern. Das Leben der Stände und Berufe wäre nicht denkbar ohne das Opfer. Der Gelehrte könnte nicht forschen ohne den Bauern, der ihm im Schweiß seines Angesichts das Brot schafft. Der Bauer wäre ohne Werkzeug, Maschinen, Kleider usw., wenn nicht der Arbeiter in der Werkstatt für seinen Bruder draußen arbeitete. Und was wäre Deutschland ohne die nie schlafenden Opfer derer, die in 14-jährigem Ringen für seine Wiedergeburt gestritten und gelitten haben? Was diese Erneuerungsbewegung groß gemacht hat, das war allein der Geist des Opfers, der auch zur Hingabe des Leibes bereit war.

Das Opfer ist die Seele und das Geheimnis des Lebens. Wir sind die Besessenen bei jedem Bissen Brot, bei jedem Kleiderknopf, den wir im Laden kaufen. Aber wo empfangen wird, da darf auch gefordert werden. So tritt dem Geiste des Opfers zur Seite der Ruf an uns, daß wir dienen mit unsern Gaben. Wer diese Pflicht in verhöfelter Selbstsucht verleugnet, der begeht eine fürchterliche Sünde am Leben und seinem Schöpfer. Der empört sich gegen Gott und schließt sich von seiner Schöpfung aus. Er ist Schmarotzer, nicht mehr schaffendes Glied. „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“. Dieser Satz, der uns in der Gegenwart so groß geworden ist, zeigt in schlichten Worten das Grundgesetz alles Lebens. Das Volk ist eine einzige große Dienst- und Opfergemeinschaft. Schenkend und empfangend sind alle Volksgenossen miteinander verbunden, einer vom andern lebend. Wehe, wenn diese Gemeinschaft durch den Geist der Eigenliebe zerstört wird! Ich ermahne euch nun durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begehret zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst. Dieses Pauluswort findet heute eine Erfüllung in all den Werken der Hingabe an den Bruder, der Ueberwindung der Klassen, der dienenden Einordnung in die Nation. Was hier geschieht, ist „vernünftiger Gottesdienst“. Denn es ist Opfer. Daneben weiß Paulus noch von einem andern Gottesdienst, der diesen nicht ausschließt, sondern überhöht und neu begründet. Auch in seinem Mittelpunkt steht das Opfer. Nicht das Opfer, das wir unter den Menschen bringen, sondern das Opfer, das Christus am Kreuz brachte, um uns zu erlösen.

R. S.

Alles Große geschieht durch Opfer

Niemals ist in der Welt etwas Großes ausserichtet worden ohne Entschlossenheit.

Wer in die Geschichte hineinschaut, der erkennt, daß das Leben der Reinen das Heil in der Geschichte ist, d. h. daß nicht Worte, sondern Taten, aber nicht bloß aufopferungsvolle Taten, sondern nur die Hingabe des Lebens über die großen Fortschritte in der Geschichte entscheidet.



Die Klausenhofen und ihre Nachbarn

ROMAN VON D. SCHNEIDER-FOERST

12. Fortsetzung

Ein abgemagertes Dachs schlief vor Klaus Süderbloem über den Weg, als er jetzt nach dem See einbog. Blühschnell hob er die Büchse und ließ sie wieder sinken. Sollte er leben! — Der Winterjagel war ihm ohnedies nicht gut bekommen. Er blinzelte mit müden Augen und schnupperte gierig die frische Luft ein. Die Beilchen in seinem Knopfloch schickten ein feines Duftchen herauf und erinnerten ihn an Fritz Gerauer. Viel-

leicht fragte er ihn einmal, ob er Sorgen hatte. Und wenn, dann konnte man ihm womöglich dienstbar sein. Es mußte sich ja nicht immer um Geldgeschichten handeln.

Ein Rascheln ließ ihn aufhorchen. Keine zehn Meter vor ihm zog ein Fuchs seinen zunderroten Rauchmantel durch das Holz. Der Räuber zeigte nicht die geringste Eile. Da hoppelte ein Hase mit hängenden Löffeln aus seinem Moosnest, erkannte die Gefahr und suchte das Weiße. Der rote Mantel hinter ihm drein. Warum ist er nicht in seinem Nest geblieben, dachte Süderbloem ohne Erbarmen. Sein kleines molliges Hagenweibchen hätte er noch früh genug zu Geficht bekommen. Aber so war es immer — man konnte nichts erwarten.

Das Eis des Sees war einen Viertelmeter dick gewesen, aber nun trug es nicht mehr. Stellenweise war es bereits von blauen, großen Wasserlachen überschwemmt. In der Richtung, in der die Gerauer'sche Jagdhütte stand, träufelte sich feiner Rauch zwischen den Buchenstämmen hinauf. Möglicherweise, daß Fritz auch den Weg herausgenommen hatte. Da wollte Klaus mal nachschauen gehen.

Die Tür war zu, aber die Läden zurückgeschlagen. Er blühte sich und ballte den nassen Schnee, der auf dem Moose lag, zusammen. — Ein feines Klirren! Er hatte gut getroffen. — Der junge Gerauer erschien auf der kleinen Holzterrasse und winkte ihm grüßend zu.

„Kommst du mit Entenjagen?“ fragte Süderbloem, der jetzt an der untersten Stufe des Ausganges stand, über den das Schneewasser der Dachrinne überlieferte. Von den Buchen hinter ihm fiel das kitzelige Weiß wie kleine Steinchen. Fein und leise, ganz nahender Frühling schon, strich der Südwind durch das Gehämmere.

„Beilchen —?“ fragte der junge Gerauer und blickte mit einem verzweifelten Lächeln auf die blauen Sterne in Süderbloems Knopfloch.

„Von deiner Frau“, gestand der Klausenhofen ahnungslos.

Gerauer trug ein jahles Grau im Gesicht, das von ungeschlafenen Nächten sprach. Er kam jetzt die Treppe herab und warf ein Stück gestrorenen Schnee nach dem Echlater, der eben aus seinem Kobel strich. „Immer muß das Viehzeug räubern“, sagte er schroff. „Immer suchst's in fremden Nestern!“

„Natürlich“, sagte Süderbloem. „Jeder, wie es seine Art ist!“ Toll, wie der Schnee träufelte. Er nahm seinen Hut herunter und schleuderte das Rasch, das die Dachrinne so überreichlich spendete, davon ab. „Kommst du also mit, Fritz? Ich habe deiner Frau eine Ente verprochen, wenn ich zum Schuß komme.“

„Warum sollst du nicht zu Schuß kommen?“

Süderbloem hörte den Unterton in Gerauers Stimme. „Hör einmal — ich wollte schon lange einmal mit dir sprechen! Hast du ein paar Minuten Zeit für mich?“

„Zeit?“ — „Ja — jetzt! Oder ist es dir unangenehm?“ fragte Süderbloem.

„Doch!“ Gerauer machte die paar Schritte die Treppe hinauf und sah sich um, ob der Klausenhofen folgte. Die Erkerterrasse lag schon in blauem Dämmer. Der kleine Eisenofen gab eine sanfte Wärme, die von Herz und gebranntem Wacholder geschwängert war. Die Schwarzwälderhütte tinte, und durch ihr dunkles Schlagen hörte man das leise Kludsen, das von dem rinnenden Schnee kam, der über die Schindeln lief.

Fritz Gerauer trug eine Flasche Kirchwasser an den Tisch und setzte zwei niedere Gläser daneben.

„Willst du, daß ich alle Enten fange?“ lachte Süderbloem. Er sah in dem tiefen Korbstuhl in der Nische und freute sich über das Brummen der Scheite in dem kleinen Ofen. Als Fritz Gerauer ihm sich gegenüberlehnte, lehnte er sich etwas über den Tisch und sagte: „Ich habe so ein unbestimmtes Gefühl, als ob dich etwas drückte? Ich wollte dich schon des öfteren darum fragen, aber ich traf dich nie allein.“ Das Zusammengucken Gerauers gewährend, drang er weiter in diesen. „Wir sind jetzt nur zu zweien. Und ich bin dir schließlich doch kein Fremder mehr. Daß Annemarie dir einmal um meinetwillen ein „Rein“ gab, das wirft du mir doch nicht mehr nachtragen!“

„Wo denkst du hin?“

„Was sonst?“ Süderbloem neigte sich noch weiter über den Tisch. „Wenn etwas zwischen uns liegt, dann sag mir's, Fritz! Ich selber find es nicht und weih mit bestem Willen nicht, was es sein könnte. — Der Knecht, den ich von eurem Hof in meinen übernommen habe, den hast du mir doch selbst geschickt, weil er bei dir überzählig war. Laß mich doch nicht wie einen Knaben über Kästeln sitzen! —

Du hast mich da! Ganz allein! Keiner hört, was zwischen uns gesprochen wird! Nur ein Wort, nur eine Andeutung gib mir, dann will ich selber weitersehen, wenn du mir nicht die ganze Wahrheit zu sagen getraust!“

„Was nützt es auch, wenn du sie weißt?“

„Vielleicht doch!“

„Rein!“ sagte Gerauer barsch. Und dann nach kurzem Zögern: „Es ist um meine Frau. — Das nur, damit du keine falschen Schlüsse ziehst. — Trink jetzt! Und geh dann deine Enten jagen!“

„Kann ich euch helfen?“

„Rein!“

Dieses knappe „Rein“ schnitt jede weitere Frage ab. Nur die eine stellte Süderbloem noch, ob er mitkomme.

„Später!“ war die Erwiderung. „Ich muß erst meine Büchse ölen.“

„Wie der Tag schon wächst“, sagte Süderbloem, als er jetzt die Stufen wieder herabstieg und sah in das schütterte Gezweig der Buchen. Ein paar Waldstörche blühten an der Südseite der Hütte. Scheu und jaghaft streckten sie die Köpfe aus dem rieselnden Schneewasser. „Und komm nicht zu spät“, rief er noch zurück. Aber der Gerauer war schon wieder in der Stube verschwunden.

Also um seine Frau, dachte Süderbloem und veripürte eine gewisse Erleichterung. Solche Differenzen zwischen Mann und Weib, die ergaben sich überall und regelten sich immer wieder. Das Gute hatte die Ehe, daß man an ein- und dieselbe Karre gespannt war und nicht einfach ausknutschen konnte, wenn es einem darnach gelüstete.

Er überprang einen Graben, den sich das Schneewasser gezogen hatte und mußte lachen. Dicht hinter ihm lehnte Monsieur Lampe drein. Vielleicht derselbe, dem Keineke vorher auf den Fersen gewesen war. „Glück muß man haben!“ rief er ihm nach und war auf einmal strahlender Laune. Also nur um Frau Margot handelte es sich. Um sonst nichts. Die beiden würden sich wieder vertragen. Man vertrat sich immer wieder. Freilich, keine kleine Annemarie war nicht solch komplizierter Charakter, wie die schöne Sturzbaedlerin.

Wie einem das anheimelte, dieses Quellen, Knaden und Tropfen allüberall. Seine graue Zoppe sah schon voll nasser Lupfen. Ein Haselnußstrauch, den er nicht beobachtet hatte, warf ihm den gelben dicken Staub seiner Blütenzöpfe ins Gesicht. Er wischte sich lachend die Wangen, blühte sich und grub eine Anemone aus dem modrigen Laub. Sie machte sich hübsch zwischen dem Blau der Beilchen in seinem Knopfloch.

Blühschnell fiel ihm der Hund ein. Der war in der Hütte zurückgeblieben. Gerauer würde ihn wohl mitbringen. Er selbst hatte keinen dabei.

Ob das Zerwürfnis zwischen Fritz und Margot ein schwerwiegendes war? — Mehr als einmal war es ihm schon durch den Kopf gegangen, ob sie ihn aus Liebe geheiratet hatte. — Aber was konnte das wissen? Das wußte vielleicht Fritz Gerauer selbst nicht einmal.

Fritz mußte den Hund losgelassen haben, denn er kam ihm mit langen Sprüngen nachgejagt. Dann würde er selbst wohl auch bald nachkommen. Das Strohdach des Entenalles schimmerte gelb in den sinkenden Tag. Das Schilf, leicht vom Wind bewegt, gab ein herbliches Rascheln von sich. Warm vom Gehen, hatte er den obersten Knopf auf und sog gierig den weichen, warmen Duft ein, der vom Boden aufströmte.

Die dünnen Stämme der Jungbuchen und das Buschwerk, das sich ringsum weitete, nahm die Sicht auf die Jagdhütte. Auch der Rauch, der sich bei seinem Kommen aus dem Kamin gekräufelt hatte, war verschwunden.

Er hörte, vom Südwind getragen, ein leises Rascheln. Die Enten schienen heute früh einzufallen. Er zog den Hund neben sich nieder und machte sich schußbereit. Schade, daß Gerauer noch immer nicht kam. Noch war die Sicht zum Zielen gut.

Da strich auch schon das erste Duzend Enten über ihn hinweg. Ein scharfer Knall — und noch einer. Ein dumpfer Hall folgte hintennach. —

Schön war der Vogel getroffen! Der Griffon stürzte ins Wasser und bekam einen lieblosenden Schlag, als er ihm jetzt die Beute vor die Füße legte. Es glückte Süderbloem noch einmal zu Schuß zu kommen. Zwei Enten: die eine für Annemarie, die andere für Frau Margot. Vielleicht war sie noch auf dem Klausenhof. Dann konnte er auch Gerauer eventuell gleich mitnehmen. Es dunkelte ohnedies schon stark. — Agergerlich! —

Als er zur Hütte kam, waren die Läden hereingekommen und die Tür verperrt. Gerauer war also doch nach-



gekommen. Man hatte sich nur verfehlt. Er mußte aber doch den Schuß gehört und den Hund gesehen haben, der ins Wasser sprang und die Beute herausholte. Rätselhaft blieb es immerhin.

„Was ist denn nur?“ dachte Klaus. Er empfand plötzlich eine unbestimmte Angst, etwas das sich nicht definieren ließ, drückte ihm die Kehle zusammen. „Was ist denn nur?“

Von den Dörfern herüber kam Glockenläuten. Er befaß dem Hund, auf die erlegten Enten zu achten und knipste mit langen Schritten quer durch die Stämme.

Als die Glocken drüben zu singen aufhörten, wurde es totensill. Eine verspätete Ente klingelte noch über ihn hin. Im Schilf wurde ein dunkles Klatschen laut — dann schwieg auch das.

Süderblow trat auf den schmalen Steg, der an den See führte, und rief Fritz Gerauers Namen. Das Echo warf einen Hauch in das grauschwarze Dämmer. Sonst nichts!

Unter ihm klatschte es jetzt in die Binsen, daß das Wasser in hellem Strahle aufspritzte. Er stand und horchte. Es mochte ein Raubfisch gewesen sein. „Ich muß ihm mal die Angel legen“, erwog er. „Er kriecht mir sonst die ganze Karpfenbrut.“

„Ge-rau-er!“ klang es jetzt noch einmal über das Wasser hin.

Er trat etwas gegen die Spitze des Steges und merkte, wie sich dieser zu senken begann. Mit einem Satz sprang er zurück, hob die Hände an den Mund und rief noch einmal: „Ge-rau-er!“

Eine Weide leuchtete, jeltam gefornt, zu ihm herüber. In der Dunkelheit sah ihr verästeltes Gezweig aus, wie ein überlebensgroßer Harn. Ein Fisch schnellte auf und ließ eine glühende Welle kreisen. Rebel begann seine Netze zu spinnen.

Er mußte nach Hause. Annemarie ängstigte sich sonst. Einen Umweg machend, ging er nach der Hütte zurück.

Zwei Birken, schweifterlich aneinandergeschmiegt, als trügen sie noch den Frost des Winters in sich, leuchteten mit der leuchten Weiße ihrer Leiber in die Dämmerung. Tief neigte sich ihr Gezweig zu Boden — und darunter lag — in der ausgebreiteten Hand noch den Lauf des Gewehres haltend — die reglose Gestalt Fritz Gerauers.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber alte Fachwerkbauten und diejenigen in Altensieig

Von Bürgermeister i. R. Feldweg

Man braucht nicht ohne Sinn für die Gegenwart zu sein, wenn man die Vergangenheit und ihre Werte schätzt.

Ehe ich auf die alten Fachwerkbauten eingehe, möchte ich ein Wort über die Denkmalpflege und ihren Zweck sagen.

Vielmehr ist man der Ansicht, daß diejenigen, die sich die Pflege und Erhaltung unserer Kunstdenkmäler angelegen sein lassen, keinen Sinn für die Gegenwartswerte haben, und sie unbeachtet am Wege liegen lassen. In einzelnen Fällen mag dies vielleicht zutreffen, bei der Mehrheit und bei all denen, die den inneren Wert der auf uns gekommenen Werke früherer Jahrhunderte kennen, aber nicht. Nicht eine Liebhaberei ist die wirkliche Pflege alter Bauwerke, alter Bilder und ähnlichem, sondern lediglich die Sorge um deren Erhaltung der uns dadurch überlieferten Kulturgüter. Man sucht also nicht deshalb die Kunstdenkmäler zu erhalten, weil sie alt sind; ihr Wert liegt nicht etwa in ihrem Alter, sondern in der Lebendigkeit, mit der sie heute noch zu uns sprechen und uns deshalb ein geistiger Besitz sind, aus dem wir neue Werte zu schaffen vermögen. Die Denkmalpflege ist daher nicht Selbstzweck, sondern ein Glied im Schaffen von Gütern der Gegenwartskultur.

Man möchte sich nicht den alten Fachwerkbauten zuwenden.

Wir sind hier vom Standpunkt der Denkmalpflege ausgehen in der glücklichen Lage, in der oberen Stadt noch etwa 10 bis 15 Gebäude zu besitzen, die noch mehr oder weniger Reste der alamannischen Bauart aufweisen, und die wohl von der Mehrzahl der hiesigen Einwohner bis jetzt kaum oder wenig beachtet worden sind. So sind am alten Schloß die Nord- und Ostseite der Außenwände des Fachwerkaufbaues und dessen Inneneinbau, soweit er nicht herausgerissen wurde, noch in einem selten gut erhaltenen Zustand. An den Prioathäusern allerdings stehen die alten zum Teil sehr beachtenswerten Reste beinahe ausschließlich unter dem Verputz oder der Schindel- oder Bretterverlängerung oder in den Innenwandungen. Das Alter dieser Gebäude festzustellen, ist nicht möglich. Wir können nur sagen, sie gehen in ihrem Alter weit über die Mitte des 16. Jahrhunderts, also etwa über 1550 zurück, und zum Teil aus der Zeit bis 1300 stammen. Dies wird beim alten Schloß, soweit es sich um den Fachwerkbau und seinen Einbau handelt, sicher der Fall sein. Die riesigen Steinwandungen sind wesentlich älter und dürften aus dem 11., spätestens 12. Jahrhundert sein. Allerdings nimmt man an, daß in Württemberg das älteste, noch ganz erhaltene Fachwerkhäuser (eine Scheuer in Nagold), etwa aus dem Jahr 1420 stammt. Es ist damit aber nicht gesagt, daß die Grundmauern anderer Gebäude nicht älter sind, und daß in den letzteren, also auch in den hiesigen Gebäuden, noch größere oder kleinere Ueberbleibsel aus der Zeit vor 1400 in den Außen- und Innenwandungen erhalten geblieben sind.

Was nun die Bauart selbst anbelangt, so haben wir es hier mit dem alamannischen Fachwerkbau, dem Ständerholzbau zu tun, dem man zweifellos ein sehr hohes Alter zuschreiben muß, und für dessen Ursprung eine Zeitbestimmung anzugeben sehr schwierig ist. Die Wandbildung besteht aus Bandständern mit einer Entfernung von 2,5 bis 4,5 Meter. An Kopf und Fuß sind beiderseits Bäume (Länder, auch Schwerker genannt) angebracht, die nur halbe Holzstärke haben, nicht verzapft, sondern angeblattet und schwalbenfchwanzartig oder in sonstigen Formen mit den Pfosten und Schwellen, beziehungsweise Wette, verzahnt

sind und außerdem noch durch starke eichene 8 bis 10 Zentimeter über das Gebälk hervorragende Nägel eine besondere Befestigung erhielten. Die Vorkragung der einzelnen Stodwerke ist mäßig, sie beträgt nur etwa 25 Zentimeter. Die Pfetten sind in der Regel wegen des großen Pfostenabstandes doppelt, das Gebälk ist auffallend eng gelegt. Bezeichnend ist für unsere heimischen, auch den hiesigen Bauten, daß der Fußboden sich zwischen Schwelle und Gebälk durchzieht und dadurch von außen sichtbar wird. Die Fache waren ursprünglich mit wagrecht verlegten Bohlen geschlossen, die mit ihrer Stirnseite in einer primitiven Art von Nut und Feder in die Pfosten eingelassen sind. Teilweise findet man an den hiesigen noch vorhandenen sichtbaren Wandteilen, daß die Pfosten unter sich etwa in halber Höhe durch wagrechte Bohlen miteinander verbunden wurden; vermutlich um bei einem Seitendruck durch starken Wind die Bäume, die dem Druck sonst allein widerstehen müßten, zu entlasten. Die Innenwandungen hatten gleichfalls Pfosten, in denen die wagrechten Bohlen wie bei den Außenwandungen eingelassen waren. Die Decken in den einzelnen Gelassen bestanden aus der ähnlichen Bauart wie die Wände und hatten häufig eine Wölbung. Von einer solchen Decke sind im alten Schloß noch deutliche Spuren vorhanden. Den Abschluß des Hauses bildet in der Regel ein mächtiges Dach, bei welchem jedes Stodwerk vorgefragt ist. Die Bedeckung bestand in früheren Zeiten aus Stroh, erst später aus Ziegeln. Der dekorative Schmuck an den Außenwandungen ist gering, die Zahnungen (Schwertungen) der Bäume tragen oft schöne Zackungen in Blatt- oder Herzform, die Giebelstangen trugen häufig nach Zimmermannsart roh ausgeführte Verzierungen. Bedurfte das vorstehende Gebälk einer Stütze, so wurde es mit einer sogenannten Knagge unterfangen, die häufig an gotische Formen erinnert. Zwei solcher Knaggen sind an einem Haus in der oberen Stadt sichtbar, es ist zu hoffen, daß diese beiden Zeugen mittelalterlicher Baukunst bei der demnächst stattfindenden Instandsetzung des Hauses sichtbar bleiben. An einem anderen Haus sind gleichfalls solche Träger noch vorhanden, sie sind aber mit Putz überzogen. Wurden die Fache nach außen auf den Bohlen noch gezäumt, d. h. mit Reishagelsticht und Lehm verwahrt, so erhielten die Flächen einen einfachen Rauberputz, das sichtbare Gebälk hatte meistens einen rötlichen Anstrich.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also von etwa 1550 an, wird die alamannische Fachwerkart von der fränkischen allmählich verdrängt. Letztere unterscheidet sich wesentlich von jener. Der Gesamteindruck des Bildes der Außenwandungen wird anders, behält aber die klare übersichtliche Einteilung trotz allem bei. Die Pfostenabstände sind kleiner, die Kopfbäume verschwinden, die Fußbäume sind aus Vollholzern und sind beiderseits verzapft, sie reichen etwa bis zum oberen Viertel der Pfosten, die Doppelpfette fällt weg und wird durch eine einfache ersetzt. Etwa in halber Höhe des Stodwerks geben wagrechte Vollholzer durch, die an den Pfosten und Bäumen verzapft sind, also ähnlich wie bei der alamannischen Bauart. Das untere Geschloß ist oft bis zu etwa 60 Zentimeter über das Erdgeschloß vorgefragt, während die Uebertragung der übrigen Stodwerke bedeutend geringer ist oder ganz unterblieb. Die früheren Knaggen fehlen und sind im Bedarfsfall durch bugartige oft schön ornamentierte Hölzer ersetzt. In den Balkenfeldern sind häufig Zierhölzer eingesetzt, die zur Zeit des Barocks im 18. Jahrhundert nasenartige Ansetze als besonderes Zierstück erhielten. Die Flächen zwischen dem Holzwerk haben nicht mehr die Bohlenfüllung, sondern sind entweder gezäumt, d. h. mit Reishagelsticht und Lehm ausgefüllt oder mit Steinen ausgemauert. Das Dach hat die gleiche Wucht wie früher beibehalten und ist an den Traufseiten über zwei, oft drei Stodwerke heruntergezogen. Der reine Holzeinbau ist weggefallen, die Wände haben die ähnliche Bauart wie die Außenwände.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts verliert dann der fränkische Fachwerkbau mehr und mehr an Schönheit und Rhythmus. Die Bäume reichen bis zum oberen Ende der Pfosten, später sind sie von diesen losgetrennt und gehen unmittelbar bis zur Pfette. Der Grund des Verfalls der Schönheit der vorherigen Bauart liegt darin, daß der Verputz der Außenwände mehr und mehr Mode wurde, und weil dann naturgemäß auf ein schönes Fachwerkbild kein Wert mehr zu legen war.

Auch die fränkische Fachwerkbauart ist hier von ihrem Anfang bis zu ihrem Niedergang sowohl in der oberen als auch in der unteren Stadt vertreten. Leider tragen aber eben nur einige wenige Häuser noch das alte Fachwerkbild, und dann aber mehrfach an der Gebäuderückseite, und zwar deshalb, weil man eben bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts glaubte, ein Haus sei schöner, wenn man der auch noch so schönen und malerischen Fachwerkwand ein Kleid aus Verputz, Schindeln oder Bretterverlängerung anzog. Schließlich will ich noch bemerken, daß die Fachwerkwände der letzten etwa 100 Jahre sich nicht zur Freilegung des Gebälks eignen, weil sie nur auf eine Verkleidung abgestimmt sind und daß aber bei einer Instandsetzung mancher alten Hauswand, die nur überputzt ist, durch einen sachgemäßen Anstrich ohne großen Kostenaufwand ihr altes oder wenigstens ein besseres Aussehen gegeben werden könnte.

Druckscher Bauernhumor

Freigeist

Der neu zugewetzte Knecht meldete sich beim Großbauern zum Antritt

„Wann muß ich frühmorgens aufstehn?“ fragte der Keuling schlichtschalbig.

„Das laßt man machen, wie du willst“ — hier malte sich freudiges Staunen auf den Jüngen des Agrar-Gebillens, sein Gesicht wurde aber zusehends länger, als der Bauer mit Raucherhut hinzusetzte: „hal' s net später werd a... halberoiert!“

Der Sämann

Ein märkischer Bauer beäute sein Feld. Zwei patente Burschen tritten vorbei, geschlagelt und gebügelt. Ermer von ihnen rief: „So ist's recht, du mußt iden und wir ernten die Früchte deiner Arbeit.“

„Das laßt sein“, entgegnete der Bauer, „ich se gerade hun!“

Konfirmations-Geschenke

Wir stehen nun wieder unmittelbar vor den Tagen, die für unsere Jugend eine Lebenswende bedeuten: der Konfirmation! Der Ernst des Lebens beginnt, wenn auch nicht immer gleich bedrohlich, an den jungen Menschen heranzutreten. In früheren Zeiten hat man dieses wohl bedacht und der Konfirmationstag unserer Eltern und Großeltern ist — auch in begüterten Häusern — wenn auch ein festlicher, so doch ein Tag gewesen, dem ein feierlicher Ernst den Charakter gab. Die schöne Uhr von den Eltern war früher die jahrelang ersehnte „Bestätigung“ des nunmehr „Erwachsenen“; ein erstes Buch — es war nicht immer nur die Bibel! — deutete zugleich auf tiefere Aufgaben und Freuden hin. Später hat man der Jugend aus dem Konfirmationstag ein Fest machen wollen, das ihr sozusagen „zustand“; viele Geschenke wurden selbstverständlich — eine oft drückende Verpflichtung —, und ebenso eine große Gasterei, womöglich Tanz am Abend.

Wenn wir nun auch nicht weiter an dieser Auffassung des Tages, die glücklicherweise nicht alle Volksgenossen teilen, Kritik üben wollen, so ist es doch jedenfalls erfreulich, daß die allgemeinere Lebensauffassung unserer Gegenwart auch den würdigeren Rahmen für solche bedeutungsvolleren Tage, wie es doch die Konfirmation ist, sucht. Bedürfnis ist heute das Geschenk für den Gebenden wie für den Empfangenden geworden. So natürlich es aber ist, wenn in beschränkteren Verhältnissen hierbei auch an praktische Wünsche — wie Bücher und so weiter — gedacht wird, so könnte man doch vielleicht der Würde des Tages entsprechend diese Dinge als „erfreuende Erleichterung“ am Vortage überreichen, denn zum Teil müssen sie ja am Konfirmationstage sogar getragen werden. Aber ich glaube, daß jeder junge Mensch sich weitaus mehr über etwas freuen wird, was ihn zum Beispiel vor künftige Lebensaufgaben stellt, ihm ein Begleiter auf der ersten Strecke des neuen Lebensweges sein kann; sei es nun ein geschichtliches Werk, die Biographie eines Großen der Menschheit, ein religiöses Buch oder ähnliches. Auch Bücher, die in den späteren Beruf einführen, werden freudigen Stolz und erwartungsvolle Bereitschaft auslösen.

Schließlich ist die Konfirmation ein Tag geistiger Einkehr und Befinnung! Und daß ihm zwei äußerliche Freuden angehängt wurden, das konnte auch nur in einer Zeit geschehen, die sich inneren Freuden, Werten und Aufgaben entstremdet hatte. Alles aber zu tun, daß in unserer Jugend ein starkes Verantwortungsbewußtsein, das sich immer wieder innere Rechenhaftigkeit ablegt, erwache, — das ist ein Geschenk, das wir ihr an der Lebenswende des Konfirmationstages nicht vorenthalten sollten.

Das überheizte Abteil

Von Karl M. Berg

Herr Maier fährt von Leipzig nach Berlin. Er hat da eine recht unangenehme Sache in Ordnung zu bringen, und zu Hause ist auch eine recht unangenehme Sache — kurz: Herr Maier ist in einer etwas unfreundlichen Stimmung. Er ärgert sich über den unfreundlichen Tag, er ärgert sich über die Hitze im Abteil, über die vielen Menschen, die in diesem Zuge fahren und ausgerechnet alle in dem Abteil, in dem er sitzt. Er ärgert sich darüber, daß von den sechs Reisenden in dem Abteil fünf rauchen, und er ärgert sich vor allem über seinen Nebenmann, der eine riesige Zeitung vor sich Gesicht hält und mit dem Ellenbogen beim Ablättern immer wieder ihn, Maier, in die Seite stößt. Nicht heftig zwar, aber doch

„Junächst reißt Herr Maier einmal das Fenster auf und kummert sich nicht um die mißbilligenden Blicke seiner Mitreisenden, die zu husten beginnen.“

„Wollen Sie nicht das Fenster wieder schließen?“ fragt der Herr in der entgegengesetzten Ecke. „Es ist wahrhaftig nicht so warm!“

„Ne!“ sagt Herr Maier grob. „Ich denke nicht, im Rauch zu erstickn!“

„Aber — Sie rauchen ja selber, Herr!“

„Gewiß. Es ist hier, wenn Sie nichts dagegen haben, ein Raucherabteil!“

Vor dieser Logik zog sich der Herr in der entgegengesetzten Ecke in sich selbst und in seinen Mantel zurück und jagte nichts mehr.

Wöllich fiel ein Hut aus dem Gepäcksregal gerade auf die Knie des Herrn Maier und von da auf den Boden. Ein schwarzer, steifer Hut. Er lag geradezu herausfordernd auf dem Boden.

„Wollen Sie den Hut nicht vom Boden aufnehmen?“ fragte Herr Maier seinen leitungsleitenden Nachbar.

Der ließ die Zeitung sinken, sah sich Herrn Maier und dann den Hut auf dem Boden an, und jagte kurz und knapp: „Nein!“

Nichts weiter.

„Der Hut geniert mich aber, mein Herr — ich kann meine Beine nicht ausstrecken. Nehmen Sie den Hut weg!“

„Ich denke gar nicht daran!“ jagte der Herr. „Wenn Sie den Hut nicht auf dem Boden haben wollen, so nehmen Sie ihn doch weg!“

„Bin ich vielleicht Ihr Kammerdiener?“

„Habe ich nicht behauptet. Mich jedenfalls geniert es nicht, daß der Hut auf dem Boden liegt.“

Und er nahm seine Zeitung wieder vor.

„Hören Sie, Herr!“ rief Maier jetzt wütend, „das ist eine Unverschämtheit, die ich mir nicht gefallen lasse. Erst verlassen Sie den Hut nicht ordentlich, daß er herunterfällt, und dann sind Sie zu bequem, ihn aufzuheben, obwohl ich Sie auffordere!“

„Ich wüßte nicht, was Sie mir zu befehlen hätten!“ schrie der Herr zurück, der jetzt auch in Sait zu geraten schien.

„Ist Sie mit dem Hut, was Sie wollen, aber mich lassen Sie gefälligst in Ruhe ja?“

„Schön!“, jagte Herr Maier erstarrt. „Sie haben es alle gehört, meine Herren: tun Sie mit dem Hut, was Sie wollen, hat der Herr gesagt. Das werde ich auch!“

Und Herr Maier beugte sich vor, nahm mit spitzen Fingern den Hut auf und — warf ihn zum offenen Fenster hinaus.



„Sie haben sich das selbst zuzuschreiben!“ jagte er dann zu dem Zeitungsliefenden Herrn. „Ich habe Sie gewarnt — um Karten halten lasse ich mich nicht!“

„Aber bitte!“ jagte der Herr ruhig. „Ich mache Ihnen doch keinen Vorwurf. Es geht mich ja auch gar nichts an, was Sie mit Ihrem Hut tun. Keinetwegen können Sie Ihren Ueberzieher und Ihren Koffer auch zum Fenster hinauswerfen!“

„Meinen Hut?“

„Natürlich! Ich trage doch eine Mütze, wie Sie sehen können!“

Alter Adel

Botans schwarzer Vogel

Von Georg A. Dedemann

Zauberisch ist die Stille, kristallklar der Himmel, weich und weiß der Schnee. Keiner noch als der Schnee aber leuchten die weißen Birkenstämme am Wegrande. Wie zierliche Marmoradmetten, wie die Statuen der Anmut ruhen sie auf schwarzen, mit wunderbaren Moosinschriften versehenen Sockeln. Ein hauchart totes, von seinen Silberfäden durchwobenes Lodenhaupt krönt die herrlichen, die fröhlichen, die immer lachenden Aristokratinnen des Waldes. Hinter ihnen, wie eine dunkelgrüne Mauer erhebt sich der Tann in schweigender Feierlichkeit. Ein leiser Wind flüstert mit seinen Wipfeln; und manchmal, wie aus weiter Ferne vernimmt man den Ruf eines einsamen Wintervogels. Kehlkräften kreuzen den Pfad, ein Hase zeigt seine weiße Blume unter'm kupferbraunen Blattgewirr eines Heisterbusches. Krähengeläute im Schnee!

Nun geht's rechts ab über den verschneiten Graben. Und durch dunklen Nichtenstich. Dem alten Sonderling gilt die Firsche, dem Schwarzrod, der hier Wache hält zur Wintermorgenkünde. Hell wird's zwischen den Stämmen, ein riesiger Felsblock zeigt seine weiße Bajarienmütze, der Totenstein, die ehrwürdige Kultstätte der alten Germanen.

Jetzt aber kein Aestlein mehr gemüht, leise, ganz leise bis an die letzte Nichte herangeipircht! Wie gut, daß ich kein Pulver bei mir habe. Der Schwarze, der da oben blodt, der würde mir schön eins husten und eiligt davonstüpfen, hinauf zu seinen lieben Damen, die im Gestänge des alten Aussichtsturmes hocken. Den Bod schleicht der Pulvermann noch an bei gutem Gesicht und den Fasan, wenn Weidmannsglück es will; aber nicht den Herrn Pastor, nicht den Rabentränenwater. Der hat einen geheimnisvollen Sinn gegen alles Schießzeug.

Ganz dicht bin ich ihm jetzt auf dem Leibe. Wie prächtig sein stahlblaues Gefieder sich abhebt vom weißen Grunde! Stolz, herrschgewohnt wie ein rechter König thront er auf seiner Warte. Wer wär's denn auch, der ihn überträte an Weisheit und Würde? Und wessen Stand läme dem seinen gleich an Alter und Adel? Jahrtausende haben ihn aus seinem Reich nicht vertreiben können; der Wisent ging und der Steinadler. Er aber blieb! Der hungrige Wolf heulte im Grunde, und die wilde Jagd der Keiler jaulte durch die Triften; alle gingen fort, er aber ist noch gegenwärtig. Für seinen heiligen Stammwater, den Koltzaben, hält er Wache am heiligen Ort. Drum schmückt Wotan für ihn den Wald mit Einsamkeit und Stille, schmückt Forst und Fels zu allen Jahreszeiten mit verträumter Pracht, ihm zu Liebe, dem Treuen, dem Weisheitsvollen.

Der hohe Ruf, die hohe Berufung hindert den Schwarzrod freilich nicht daran, gelegentlich trümmel zu werden. Dann aber treibt er's hanebüchen, dann ist sein Schuldlosto laum kleiner als das des Sperbers. Junge Singvögel sind ihm eine Delikatesse, junge Rebhühner, Fasanen, selbst Junghasen zieht er Käfern und Larven vor; und das ist schlimm, sehr schlimm für einen, der Botans unbeschränktes Vertrauen genießt. Unsere menschliche Meinung braucht nicht richtig zu sein, sie kann sogar falsch sein, denn im Göttlichen, wer begreift die Gehehe, wer mißt die Moral der Gottheit mit menschlichem Maßstab?

Mein Alter hat mich entbedt. Jetzt steigt er oben herum mit ufligen Körperbewegungen, springt und hüpfert auf die Seite, als hätte ich die Absicht, ihm auf die Füsse zu treten, und schließlich geht er doch noch ab mit breitem Schwanzflug, hinauf zu seinen Damen, die ihn mit lautem „Krah! Krah!“ begrüßen.

Djingsikan — nabe

Das japanische Eintopfgericht

Von W. Paschen

Die Ereignisse in der Mandchurie beginnen das japanische Leben auch in seinen Einzelheiten zu beeinflussen. So brachte vor einiger Zeit ein reicher japanischer Kaufmann von einer Reise nach der Mongolei einen eisernen Topf und einen dazugehörigen Koft mit, um seine Freunde mit „Djingsikan-nabe“, einem mongolischen Eintopfgericht, bekannt zu machen. Auch bei den Freunden fand es solchen Anklang, daß er zahlreiche Kofte anfertigen ließ, um sie damit zu beschenken. Nun wird das Gericht immer volkstümlicher, wenn es auch bei seiner Berührung mit der Zivilisation geringe Aenderungen erfährt. So wird, wie es nicht zu verwundern ist, der allen Chinesen so wohlbekannte Knoblauch durch rohe Zwiebeln ersetzt, das in Japan seltene Hammelfleisch durch Rindfleisch ersetzt.

Die Zubereitung ist eigenartig. Ein großes rundes eisernes Becken mit glühender Holzkohe ruht auf einem Gestell mit vier Füßen. Ein schwerer eiserner Koft, dessen Stäbe etwa dreißigbreit auseinander liegen, wird dann so mit der Hohlseite nach unten aufgelegt, daß er wie ein Deckel auf dem Becken ruht. Sind die Teilnehmer am Mahle um den Topf versammelt, so erhalten sie Schürzen in den verschiedensten Farben und Formen umgetan, was schon nicht wenig zur Unterhaltung beiträgt, und zwei ungewöhnlich lange Eßtäbe in die rechte Hand gedrückt. Nun wartet alles auf das Zeichen „Los!“ Der Gastgeber laucht das mit Tuch umwickelte Ende seines Eßtäbens in eine Kanne mit ausgefallenem Fett und bestreicht damit den Koft. Das Fett tropft ins Feuer. Dann legt er eine

Abchlussfeier für das 15. Deutsche Turnfest

Mit einem feierlichen Festakt wurde das 15. Deutsche Turnfest in der Stadthalle zu Stuttgart abgeschlossen.



Scheibe Fleisch auf. Seinem Beispiel folgen die Gäste. Ist das Fleisch angebraten — je nach Geschmack mittel oder durch und durch —, so kommt Soja-Tunke mit frischen Zwiebeln dazu, weiter werden warme Reislöcher mit Sojam in einer Suppe gereicht.

Sehr wesentlich ist es, das Gericht im Freien zuzubereiten und zu genießen, denn den richtigen Genuß gibt dem frischen duftigen Fleisch wohl erst die frische Luft. In den Gaststätten der Ginja, Tokios Geschäftsviertel, spielt das Gericht bereits eine Rolle, auch das vornehme Speisehaus Shunjuen in Dinashi legt es seinen Gästen vor. Dort wird ein großer Tisch auf die weißen Fliesen der Veranda gestellt, so daß man die Vorbereitungen im Freien treffen kann.

Kästel

Ich weiß ein muntres Vöglein;
Es ist nicht groß, es ist nicht klein,
Es singt, es pfeift, es zwitschert nicht,
Und doch bei Nacht und Tageslicht,
Nicht in der Luft, nicht in dem Wald,
Dir seine Stimme wohl erschallt.
Du wirst das Vöglein bald erkennen,
Werd ich dir seine Silben nennen.

Die erste ist der Mensch, wenn's sagt,
Er ist's nicht gern in später Nacht;
Das Vöglein ist's bei Nacht und Tag,
So der Soldat auch auf der Wacht.
Die zweite ist ein Schweizermann,
Der für die Freiheit viel getan;
Führt er auch doppelt eins der Zeichen,
Wirft du mir doch das Vöglein rein.

Der schüchterne Leutnant

Skizze von Hans Wieland

Man schrieb das Jahr 1713. Ueber Preußen wehte ein scharfer Wind. Friedrich Wilhelm I. hatte am 25. Februar das Erbe seines Vaters angetreten und regierte nun mit der ihm angeborenen Strenge.

Der Soldatenkönig kannte auch für die Verhältnisse des privaten Lebens und der bürgerlichen Verwaltung keinen anderen Standpunkt als den militärischen. Und es ergab sich aus der Art seines Pflichtbewusstseins, daß der preussische Draufgänger nichts so sehr haßte wie Feigheit. Dieser Grundhaß galt auch in den Reihen seiner Offiziere.

Im Heer befand sich nun ein junger Leutnant, der äußerst still und zurückhaltend war und daher bei seinen Kameraden so sehr im Ruße der Schüchternheit stand, daß man sogar an seinem persönlichen Mut zweifelte. Der Kommandeur des Regiments, ein Oberst von Gabelsdorff, erfuhr davon und beschloß, sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. Bei einem Festessen der Offiziere richtete er es so ein, daß der stille Leutnant seinen Platz neben ihm erhielt, und beim Nachtisch brachte der Borgehete das Gespräch auf das Pistolenstechen, worin der Oberst ein Meister war.

„Ich getraue mich, Ihnen aus zehn Meter Entfernung eine Fliege aus der Hand zu schießen, ohne Sie dabei zu verletzen“, erzählte er dem erstaunt dreinschauenden Leutnant, der in seiner Zurückhaltung keinen Zweifel zu äußern wagte.

„Bei meinem letzten Duell“, fuhr der Oberst fort, „zeigte ich meinem Gegner genau die Stelle, wo ihn die Kugel treffen würde. Und sie sah auf das Millimeter genau.“ Noch immer blieb der Leutnant eine Antwort schuldig. Er nickte nur mit dem Kopf.

Gabelsdorff, durch diese Schüchternheit mehr und mehr gereizt, ließ nun seine Pistolen kommen, um den Anwesenden einige Proben seiner Geschicklichkeit zu geben. Als die Waffen zur Stelle waren, sagte der Oberst zum Leutnant: „Wie wäre es, wenn Sie mir einmal den Pfirsichern hier hielten? Ich will ihn Ihnen aus der Hand schießen.“

„Recht gern, Herr Oberst“, lautete die Antwort. Auf den Gesichtern der umherstehenden Offiziere ließ sich ein schadenfrohes Lächeln bemerken. Nun würde sich zeigen, ob der Leutnant Mut hatte! Aber dieser nahm ruhig den Pfirsichern zwischen Daumen und Zeigefinger und hielt ihn empor. Der Schuß trachte, die Kugel hatte den Kern in zwei Hälften zerrissen.

Das spöttische Lächeln der Offiziere war verschwunden, offenbar schämten sie sich. Der Leutnant aber trat ruhig an den Tisch, nahm die andere Pistole in die Hand und sagte: „Herr Oberst, das war eine großartige Leistung.“

Ich möchte es Ihnen gern gleich tun. Vielleicht haben Sie die Güte, jetzt mir einmal den Pfirsichern zu halten. Vielleicht treffe ich auch.“

Die Mienen der Offiziere erstarrten; der Spieß hatte sich gedreht, Verlegenheit und Angst spiegelten sich auf allen Gesichtern, am meisten bestürzt war der Oberst selbst. „Haben Sie denn schon oft mit Pistolen geschossen?“ fragte er.

Der Leutnant schüttelte mit dem Kopf. „Nein, Herr Oberst, ich habe selten eine Pistole in der Hand gehabt. Um so mehr würde es mich aber freuen, wenn ich richtig treffen würde.“

Es half alles nichts, er mußte, wollte er sich keine Blöße geben, dem Wunsche des Leutnants nachkommen. Was in seinem Herzen vorging, weiß niemand; soviel ist gewiß, daß er, ohne mit der Wimper zu zucken, den Pfirsichern hoch hielt.

Langsam hob der Leutnant die Pistole, langsam zielte er — allen stockte der Atem.

Da setzte der Leutnant ab und sagte harmlos lächelnd: „Nein, es ist vielleicht besser, ich tu's nicht. Ich könnte möglicherweise daneben schießen.“

Damit legte er die Pistole auf den Tisch. Von diesem Tage an zweifelte niemand mehr an seinem Mut.

Die Hunde von Hotederich

Kleine Grenzprotokolle von Rudolf Frankl

An der neutralen Grenze gegen Jugoslawien hat sich vor einer Reihe von Jahren diese tolle Geschichte ereignet, die mir der deutsche Wirt in Ober-Lalbach damals erzählte. Ich war von Tolmein her über die Grenze gekommen, hatte in Ober-Lalbach Halt gemacht und war mit dem Wirt über Begebenheiten rund um den Kjublansti Brh ins Gespräch gekommen.

„Wissen Sie“, meinte der Wirt, „wir sind hier Grenzland, und gerade bei uns hier hat man so manchmal das Gefühl, auf einem Pulverfaß zu sitzen. Sehen Sie, da ist vor einiger Zeit etwas vorgefallen, was bei einigermaßen bösem Willen auf beiden Seiten glatt der entscheidende Funken ins Pulverfaß hätte werden können. Und was war, bei Tage befehlen, los? In des Wortes verwegener Bedeutung ein alter Hund — — —“

Wie so kann ein alter Hund als Funke in ein Pulverfaß fallen? Die Angelegenheit schien mörchenhaft.

Der Wirt mußte meine Gedanken geleiten haben und lachte. „Lassen Sie nur auf, Sie werden es noch glauben! Die Sache hängt also folgendermaßen an: Eines Tages kommt ein biederer Waldarbeiter aus Raunil ins Hotederich'sche Zollamt gestürzt und berichtet atemlos, er habe einen fürchterlichen, ungeheuren Wolf in den Wäldern an der Grenze gesehen.“

„Einen Wolf? Gibt es denn hier Wölfe?“

„Bei ihre —, seit Urzeiten nicht. Deshalb lachte man den Waldarbeiter aus und empfahl ihm, in Zukunft etwas weniger Sillowitz zu trinken. Und damit wäre vermutlich alles in Ordnung gewesen, wenn nicht eine Grenzpatrouille ein paar Tage später den „Wolf“ auch gesehen hätte; trotz der Dämmerung konnte man das Tier genau erkennen. Und da es kein Wolf war, mußte es wohl ein Hund sein. An sich wäre dieser Hund im Wald kein Grund zur Aufregung gewesen, aber hier war etwas anderes dabei. Der eine Grenzer wollte nämlich bemerkt haben, daß der Hund zwei Badnischen auf dem Rücken trug, und damit wurde der angebliche Wolf des Rauniler Waldarbeiters für die Zollbehörde interessant.“

„Also vermutlich eine Schmuggelaffäre!“ jagte ich.

Der Wirt lächelte. „Das nahm man zuerst auch an, aber der Fall wurde bald schwieriger. Man pagte nämlich nun an der Grenze härter auf, und da stellte es sich heraus, daß ein derartiger Hund nicht nur unmittelbar bei Hotederich, sondern auch kilometerweit entfernt hier und da gesichtet wurde. Und nun geriet man etwas in Nervosität. Was war hier los? Dazu stimmte die Gegend nicht so recht, in der man immer wieder die Hundgeipeniter sah.“

Von Blantina bis Hotederich führt eine Chaussee die Grenze entlang, zum Schmuggel ist also dort wohl nicht der richtige Boden; nördlich von Hotederich wäre es aber möglich gewesen. Na, ich will mich kurz fassen, das Ergebnis war, daß schließlich von Sauroch bis nach Blantina hinunter die ganze Grenze in eine Art Alarmzustand versiel. Ueberflüssig zu sagen, daß der Hundalarm für die Kauf war. Man hing nichts.“

„Hat man denn nicht geschossen?“ fragte ich.

„Warten Sie nur, das kommt auch noch“, beruhigte der Wirt. „Als die Hundgeipeniter den Grenzer so bunt wurde, hieß es: Die Hunde müssen her, tor oder lebendig!“



Und nun knallte es jede Nacht von Pianino bis Sairach die Grenze entlang. Getroffen wurde nichts, jedenfalls land man nichts, was man totgeschossen hatte. Ein paar Nächte war das so gegangen, da knallte es auch drüben. Die Italiener hatten also auch etwas gesehen und geschossen mit. Sie hatten, wie sich später herausstellte, gleichfalls von den Hotederscher Wespenerhunden gehört und vermuteten etwas anderes dahinter. Briefhunde sozusagen.

Dieser Ausdruck war mir neu. „Briefhunde?“ „Natürlich, Briefhunde!“ Der Wirt nickte. „Hunde, die Nachrichtenmaterial nach bestimmten Stellen brachten. Sozulagen vierbeinige Brieftauben auf der Erde. Und das Material, das sie bringen sollten, war nach italienischer Meinung zur jugoslawischen Propaganda im neutralen Gebiet bestimmt. Die beiderseitige Spannung war also schon ganz nett gestiegen. Die Briefhunde, dann konnte ein diplomatischer Konflikt entstehen. Und hier, auf jugoslawischer Seite, wurde man sehr erregt, als eines Morgens zwei Grenzer verwundet zurückkamen und erzählten, sie wären von Italienern beschossen worden. Das hätte sich glücklicherweise noch auf die Schüsse waren irrtümlich von einer anderen jugoslawischen Patrouille abgegeben. Bei dem einen Grenzer mußte eine feste gebliebene Kugel operation entfernt werden, und da sah man, daß sie nicht aus Italien kam.“

Das war die Bilanz einer Woche; nächstlängste Schiebereien haben und drüben, man schloß sich schon gegenseitig an; nur die Hunde, die lebten offenkundig munter weiter. Bis eines Tages plötzlich das Ende kam, und der insofern schwerelnde italienisch-jugoslawische Konflikt wieder erlosch, bevor er das Tageslicht erblickt hatte. Wieder hatte eine Patrouille einen Badtaischenhund gefeuert. Ein paar Schüsse krachten, und der Hund brach zusammen. Die Grenzer stürzten auf ihr Opfer zu, und was fanden sie? Was war losgewesen? Nichts!

„Nichts? Wie? Nichts?“ „Der Wirt hob leicht die Achseln. „Etwas fanden sie doch. Einen toten Hund. Einen toten, schwarzen Wollhund, der auf beiden Seiten je einen großen weißen Fleck hatte. Diese beiden weißen Flecke des toten schwarzen Hundes waren die mysteriösen Badtaischenhund gefeuert. Ein paar Schüsse krachten, und der Hund brach zusammen. Die Grenzer stürzten auf ihr Opfer zu, und was fanden sie? Was war losgewesen? Nichts!“

„Diesen Hund hatte man an mehreren Stellen gefeuert, an anderen Stellen hatte man geglaubt, ihn vor sich zu haben. Und nach dem Tode dieses Hundes war es aus mit den geheimnisvollen Hunden von Hotederscher. An der Grenze trat wieder Ruhe ein, auch die Italiener schossen nicht mehr. Hier im Lande längs der Grenze hat man sich bereits allerhand Gedanken über die künftigen nächsten Schiebereien gemacht, aber den wahren Grund erludt man viel später. Der Grund, daß es nur ein Hund gewesen sein sollte, sprach sich langsam herum, und gelacht hat man darüber erst nach geraumer Frist. Zuerst spürte man bloß Erleichterung, daß es doch lediglich ein Hund und nichts Ernsteres gewesen war.“

Vom inneren Wert

Kritiken von Otto Marisch

Wir mögen noch so sehr leiden oder uns freuen, wenn wir nur über jedes gegenseitige Mißtrauen erhaben sind. Vertrauen hilft über die schwersten Stunden hinweg, macht glücklich und beharrlich.

Niehlage sagt: In jedem echten Mann ist ein Kind versteckt; das will spielen. Heber das Verstandesleben hinweg erhebt sich der Mann selbst, wenn er dieses Kind nicht gelassen lassen will. Dem Jartgefühl der Frau bleibt es vorbehalten, seine Feinheiten unter einer harten Schale aufzuspüren und zu würdigen.

Freundschaft und Ehe sollen gleichwertig sein. In jeder bemühen sich beide Teile, ihre besten Seiten zu zeigen, und dieser Eifer läßt oft die vorhandenen Mängel zeitig verschwinden.

Buntes Allerlei

Selbstmord einer Frau

Frau Torano Kodama lag fiebernd auf dem Krankenlager, als plötzlich der treue Schäferhund ihres Mannes, eines japanischen Polizisten in Mandschukuo, ins Zimmer stürzte. Mit zitternder Hand löste die Liegende einen Zettel von dem Halsband des aufgeregten Tieres. Er enthielt einen Hilferuf ihres Mannes, der auf seinem Dienstgange von mandchurischen Banditen überfallen worden

war, die sich in größerer Anzahl auf einem Beutzuge befanden. Im Nu stand die Frau in den Kleidern, alarmierte ihre Landsleute und führte 270 von ihnen nach einer benachbarten Kohlengrube, wo die Flüchtlinge einstmals in Sicherheit waren. Dann suchte sie durch den Fernsprecher Hilfe herbei. Das war keine leichte Aufgabe. Die Banditen hielten die Stelle, von der aus die Japanerin den Fernsprecher in Bewegung setzte, unter Feuer. Die Frau ließ sich nicht abschrecken. Während sie den Hörer in den Händen hielt, schloß sie auf die Angreifer, die sich nicht zu nähern wagten. Schließlich kam Erlach. Die Tapfere wird voraussichtlich vom japanischen Minister eine Auszeichnung erhalten.

Die verjüngte Greisin

Sie wohnt fern im unwirklichen Kanada, Frau Marie Anna Elliot, eine Greisin von 75 Jahren, die seit kurzem ihre Landsleute und führte 270 von ihnen nach einer benachbarten Kohlengrube, wo die Flüchtlinge einstmals in Sicherheit waren. Dann suchte sie durch den Fernsprecher Hilfe herbei. Das war keine leichte Aufgabe. Die Banditen hielten die Stelle, von der aus die Japanerin den Fernsprecher in Bewegung setzte, unter Feuer. Die Frau ließ sich nicht abschrecken. Während sie den Hörer in den Händen hielt, schloß sie auf die Angreifer, die sich nicht zu nähern wagten. Schließlich kam Erlach. Die Tapfere wird voraussichtlich vom japanischen Minister eine Auszeichnung erhalten.

Wolfsbraten, eine Delikatess

In London kam jüngst die Mode auf, in den vornehmen Gaststätten als ganz besondere Delikatesse Wolfsbraten zu reichen. „Auf vielfachen Wunsch des Publikums“, wie es heißt. Nun werden es ja wahrheitsgemäß bloß ein paar Sonderlinge oder ganz ausgeputzte Feinschmecker gewesen sein, die nach solcher Abwechslung auf dem Speisezetteln Verlangen trugen, aber das wäre noch kein Hindernisgrund, auch andernorts den Braten zu versuchen, wenn ein zoologischer Garten gerade Ueberangebote in Wölfen hat. Das Fleisch kann auf die verschiedenste Art zubereitet werden, gegrillt, gebraten, gekocht. Zu bevorzugen ist ein schönes Lendenstück, das man dann am besten in Weißwein kocht. Bei uns zu Lande scheint die Sache schon immer nicht sonderlich beliebt gewesen zu sein, denn Rotkappchen und der Jäger verzichteten ja auch darauf, den bösen Wolf zu braten, und ließen ihn im Brunnen enden.



**3 für alle-
alle für 3:
das sind die
Helfer zur
Reinmacherei!**

ATA Persil Imita

Zum Einweichen der Wäsche: Henko Wasch- und Bleich-Soda!

Zinffer-Knoblauchsaft

wirkt appetitanregend, reinigt Blut und Darm, schafft gesunde Säfte und leistet bei Nierenverfallung, zu hohem Blutdruck, Magen-, Darm-, Leber- und Gallenleiden, bei Asthma, Hämorrhoiden, Rheumatismus, Stoffwechselförderung und vorzeitigen Mierdererscheinungen gute Dienste.

Flasche, 5 Wochen ausreichend, RM. 3.—
Versuchsfalche nur RM. 1.—

Geruchlos und ohne Geschmack:

Zinffer-Knoblauchöl-Kap'sin u. Knoblauch-Tabletten, Schachtel je RM. 3.—
Knoblauch-Bonbons, Beutel 50 Pfg. —
In Apotheken zu haben, Knoblauchsaft und Bonbons auch in Drogerien, bestimmt dort, wo eine Packung ausliegt.

Dr. Zinffer & Co. G.m.b.H.
Seifräuter-Les Leipzig 3 4

Gicht und Nervenschmerzen! Rheumatismus, Hexenschuß!

Vertreiben Sie die qualenden Schmerzen in den Armen, Beinen, Kopf und Rücken mit der schmerzstillenden, schmerzlösenden Gierhebung **Walwurzluid** Es schafft auch Ihnen Linderung! Versuchen Sie es nur, Sie werden uns recht geben!

Walwurzluid: Fl. RM. 1.74; Walwurzluid Einz. doppelt. RM. 2.58
In den Apotheken zu Altensteig, Haiterbach und Palzarsenweiler.

Edelweiß, die Königin der Alpen!
Edelweiß, das gute Fahrrad zu niedrigem Preis, das Sie voll und betriebsfähig wird. Der Lauf ist spielend leicht, die Haltbarkeit jahrelang, das Äußere von wunderbarer Schönheit. Wenn Sie dieses hübsche Edelweiß-Edelweiß sehen, werden Sie seinen niedrigen Preis kaum für möglich halten. Katalog auch über Nähmaschinen und allen Fahrradzubehör senden an jeden gratis und franko. Bisher über 1/2 Millionen Edelweißradler schon geliefert. Das konnten wir wohl zumarmen, wenn unser Edelweiß-Grad nicht gut und billig war. In Fahrradhandlungen nicht erhältlich, sondern nur von uns direkt oder von unseren Vertretern.

Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg B

Wirkungsvolle Anzeigen und Werbedrucke

- sind mächtige Helfer für jeden, der
- mit seinem Geschäft bestehen und
- hochkommen will.

Aber nur sachgemäß hergestellte Drucksachen wirken und nützen!

Inserieren Sie in unserer Zeitung und bestellen Sie Ihre Drucksachen in unserer Buchdruckerei!

Gaigel- und Tappkarten

empfehlen die **Buchhandlung Lauk**

Verkaufte Rechte
Geschäftliche Rechte
Baubedarf aller Art

Große Vorräte
Billige Preise
ohne Aufschlag bei

Berg & Semhid
Nagold

Kiwal

zur Präzisionsreparatur für alle Möbel **wie neu.**

Normalfl. 90 Pfg., Doppelfl. 1.45 Mk.
Preisliste.

Apothek, Löwen-Drogerie
Schwarzwald-Drogerie.

Als Bieh-Lebertran-Emulsion

aus dem atlantischen Meer

M. Brodmanns „Osteon“
(Milchfetter), schnell und sicher wirksam. Schützt bestimmt vor Krampf, Lähme und Bleibehindert.

Fütterung stets nach M. Brodmanns „Kotgeber“.
Neueste Ausgabe kostenlos in unseren Verkaufsstellen oder direkt von M. Brodmann Chem. Fabr. m. b. H. Leipzig-Gutestraße.

„Osteon“-Verkaufsstellen:
Altensteig: Löwen-Drogerie G. Müller; Schwarzwald-Drogerie Fr. Schlumberger; J. Wurster, Joh. Fr. Schard. Simmersfeld: J. Danfmann. Walddorf: G. Wolf.

Miele

das leichtlaufende Markenrad

Das Rad für den anspruchsvollen Fahrer.

Beim Miele-Fahrrad haben Sie die Gewähr, daß Sie für Ihr Geld den höchsten Gegenwert in Ware bekommen.

Zu haben in den Fahrradhandlungen.

